

das Schild mit der Aufschrift *Make Socks, Not War* im Schaufenster. Sie hatte die Lippen geschürzt, als wollte sie mich küssen – und spuckte mir ins Gesicht.

Selbst meine Mutter wird beschimpft, wenn sie einkaufen geht oder Wäsche wegbringt oder zur Post muss. Vermutlich werfen ihr alle vor, ein Monster großgezogen zu haben. Irgendwann wurde es einfach leichter, zu Hause zu bleiben. Glücklicherweise – oder vielleicht auch unglücklicherweise – hat sie ihre eigene Onlinemarketingfirma. Da sie alles von Klopapier über Socken bis hin zu Milch im Internet bestellen kann, geht sie manchmal ein halbes Jahr nicht vor die Tür. Als sie vor ein paar Tagen verkündete, sie würde ihre Schwester besuchen, bekam ich beinahe einen Herzinfarkt. Es ist das erste Mal seit dem Mord, dass sie das Haus länger als eine Stunde verlassen hat.

Andererseits blieb ihr auch nicht viel anderes übrig. Nachdem sich die »Sammlungen« meiner Mutter immer weiter ausbreiteten, erst auf die Veranda hinterm Haus, dann auf die vorm Haus und schließlich bis hinaus in den Garten, zettelten unsere Nachbarn eine Kampagne an, um Mom und mich rauswerfen zu lassen. Offenbar verseucht bereits unsere Anwesenheit die gesamte Nachbarschaft und ist ganz allein dafür verantwortlich, dass die übrigen Anwohner niemals ihre Häuser verkaufen können. Die Stadt hat zwar davon abgesehen, uns zu verklagen, droht aber mit Bußgeldern für alle möglichen Umweltsünden, wenn wir nicht innerhalb von zwei Wochen aufgeräumt haben. Also ist meine Mutter zu meiner Tante gezogen, damit sie nicht im Weg steht und bei jeder gebrauchten Serviette, die ich wegzuwerfen versuche, zu schluchzen anfängt, und ich habe mich darangemacht, den Müll zu sortieren, der sich im Laufe von fünf Jahren angesammelt hat.

»Hier, guck mal, Mia.« Abby holt einen Stapel zeretzter Zeitungen unter einer kaputten Stehlampe hervor. »Jetzt wissen wir, was« – sie blinzelt – »2014 gerade aktuell war.«

Ich hebe einen Karton vom Boden auf und verspüre eine kleine Welle der Befriedigung, als ein Stück Teppich sichtbar wird. Ich lese vor, was auf der Seite des Kartons steht: »Mit dem Allesschneider Slice & Dice wird das Kochen zum Kinderspiel!«

»Vielleicht solltest du den verkaufen. Er ist doch noch originalverpackt, oder?« Abby rappelt sich mühsam auf und stützt sich dabei an einem Fernsehmöbel ab. Abby ist dick und wunderschön. Sie hat helle Augen und dunkles Haar, die Art Lippen, bei denen man sofort ans Küssen denken muss, und eine ganz gerade, nur leicht nach oben weisende Nase.

Mit zehn eröffnete sie einen YouTube-Kanal zum Thema Mode und Schönheit. Mit fünfzehn hatte sie zwei Millionen Abonnenten, bekannte Marken als Sponsoren

und ein Einkommen, das es ihrer Familie erlaubte, Garrison, Iowa, zu verlassen und nach Vermont zu ihren Großeltern zu ziehen.

Abby fährt zu so vielen Beautycons, Vidcons und Fashion Weeks, dass sie zu Hause unterrichtet wird.

So haben wir uns kennengelernt, und wenn Abby nicht gerade unterwegs ist, hören wir fünfmal die Woche vier Stunden am Tag Ms Pinner zu, die uns mit monotoner Stimme alles von der Erzähltechnik in *Fiesta* bis hin zu kovalenten Bindungen erklärt. Wir treffen uns drei Straßen weiter bei Abby aus dem offensichtlichen Grund, dass es bei mir zu Hause keinen Platz zum Sitzen gibt. Es gibt kaum Platz zum Atmen.

Dafür haben die Stapel gesorgt. Sie sind gnadenlos. Sie pflanzen sich fort. Sie vermehren sich über Nacht.

»Klar«, sage ich. »Wenn du dein Gemüse mit einer Schicht schwarzem Schimmel magst.« Ich klemme mir den Karton unter den Arm und bahne mir einen Weg zur Haustür, wobei ich mich an den Pfad halte, der sorgfältig zwischen den Stapeln hindurchgegraben wurde, eine endlose Schlucht aus Gegenständen – auseinandergefaltete und mit Kordel verschnürte Kartons, Rollen über Rollen abgelaufener Rabattmarken, Paketband und rostige Scheren, alte Turnschuhe, Fahrradschläuche ohne Luft und kaputte Lampen –, lauter Dinge, die meine Mutter aus unerfindlichen Gründen unbedingt behalten will.

Der Himmel draußen hat eine eigenartige Farbe. Die Wolken sind von einem seekranken Grün. Es sind ein paar üble Sturmtage vorhergesagt – vielleicht sogar ein Tornado, obwohl das kein Mensch glaubt. Hier in Vermont gibt es keine Tornados, zumindest nicht sehr oft, und in den meisten Fällen, in denen die Nachrichten einen ankündigen, geht es ihnen nur darum, höhere Einschaltquoten zu erzielen.

Ich wuchte den Karton in den Müllcontainer, der in unserer Einfahrt steht. Es ist so ein großer, industrieller, wie sie auch bei Hausrenovierungen und für Bauschutt verwendet werden, und nach nur zwei Tagen ist er bereits halb voll.

Im Haus steht Abby mit rotem Gesicht hustend da und hält sich eine Hand vor den Mund.

»Was denn?«, frage ich. »Was ist?«

»Ich weiß nicht.« Sie würgt die Worte mit tränenden Augen hervor. »Ich glaube, es ist eine alte Pizza oder so was.«

»Lass es«, sage ich schnell und versuche die beiden Rotorblätter zu ignorieren, die sich in meinem Magen in Gang gesetzt haben. »Echt jetzt. Der Himmel sieht aus, als würde er sich jeden Moment übergeben.«

»Bist du sicher?« Abby ist es offenbar peinlich, dass *mir* das hier peinlich ist. Wovon ich mich nur noch schlechter fühle, vor allem, weil Abby nicht der Typ ist, dem schnell etwas unangenehm ist. Sie ist der Typ, der keine großen Sweatshirts oder Jogginghosen trägt, um sich möglichst unsichtbar zu machen, sondern Federröcke und gemusterte Strumpfhosen, sich die Haare bunt färbt und dann vier Stunden lang ein Fotoshooting mit ihrem Malteser namens Krümelmonster abhält. »Wir haben noch nicht mal eine kleine Lücke zustande gebracht.«

Das stimmt nicht ganz. Ich kann mehrere leere Stellen auf dem Teppich erkennen. Im Wohnzimmer sind der Fernseher und die Spielkonsole zum Vorschein gekommen. Ich frage mich, ob unser Kabelanschluss noch aktiv ist. »Na und?« Ich zwingen mich zu einem Lächeln. »Dann haben wir morgen umso mehr zu tun. Vielleicht finden wir sogar einen vergrabenen Schatz.«

»Oder Atlantis«, sagt Abby, zieht die Handschuhe aus und lässt sie in eine der offenen Mülltüten fallen. Bevor sie geht, berührt sie mich an der Schulter. »Bist du dir auch wirklich ganz, ganz sicher? Ich finde dich morgen nicht begraben unter einem Berg schmutziger Wäsche und alter Zeitungen?«

Ich lächle wieder gezwungen. Das fürchterliche rotierende Gefühl in meinem Magen ist immer noch da und wirbelt alles durcheinander. Aber Abby will hier raus. Und ich kann es ihr nicht verübeln.

Ich will hier schon raus, solange ich denken kann.

»Geh jetzt«, sage ich und trete zur Seite. »Im Ernst. Bevor dich ein Tornado mitreißt und irgendwo jenseits des Regenbogens wieder ausspuckt.«

Abby verdreht die Augen und klatscht sich auf den Bauch. »Das soll der Tornado mal versuchen.«

»Du bist schön«, rufe ich ihr nach, als sie zur Tür geht.

»Ich weiß«, ruft sie zurück.

Nachdem Abby weg ist, stehe ich noch einen Augenblick da und hole Luft, ohne zu tief einzuatmen. Wir haben alle Fenster aufgemacht – zumindest die, an die wir rangekommen sind –, aber trotzdem stinkt es im Wohnzimmer nach ungewaschenen Polstern, Schimmel und Schlimmerem. Die zerlumpte und fleckigen Vorhänge flattern im Wind. Es ist finster für vier Uhr nachmittags und wird mit jedem Moment dunkler. Aber ich zögere, eine der Deckenlampen anzuknipsen.

Im Dunkeln sehen die Stapel übel aus, klar. Aber beherrschbar. Formlos, konturlos und geheimnisvoll. Als stünde ich mitten in einer eigenartigen außerirdischen Landschaft, einem Ort, an dem ganze Bergketten aus Kartons und Kupfer bestehen, zwischen denen sich Plastikflüsse schlängeln. Bei Licht kann man sich jedoch nichts vormachen.

Meine Mutter ist verrückt. Sie kann sich von nichts trennen. Sie weint, wenn man versucht, sie dazu zu bringen, einen Katalog wegzuwerfen, selbst wenn er sie gar nicht interessiert. Sie behält Streichholzbriefchen und Butterbrottüten, kaputte Harken und leere Blumentöpfe.

Vielleicht wäre das anders, wenn mein Vater uns nicht verlassen hätte. Früher war sie auch nicht ganz normal, aber noch nicht vollkommen durchgeknallt. Aber Dad hat uns verlassen und Mom ist zerbrochen.

Und das ist alles meine Schuld.

Abby hatte recht: Unter einem alten Lederfußhocker liegt ein zerquetschter Pizzakarton mit den Resten von etwas, das früher mal eine Pizza gewesen sein muss. (Ms Pinner hätte ihre helle Freude daran, diese Reihe chemischer Reaktionen zu erklären.) Ich mache noch ein paar Stunden weiter und fülle zehn Müllsäcke, die ich nacheinander zum Container hinausschleppe. Der Himmel wird mit der Zeit immer wilder und verdunkelt sich von einem übelkeiterregenden Grün zur Farbe eines Blutergusses.

Ich bleibe einen Moment auf der vorderen Veranda stehen und atme den Geruch von nassem Gras ein. Als kleines Kind stand ich immer genauso da und sah den anderen Kindern zu, wie sie auf ihren Fahrrädern herumfuhren oder einen Fußball über das Gras kickten und dabei laut und kreischend lachten. *Spiel doch mit*, sagte mein Vater dann, seine Stimme ganz spitz vor Gereiztheit. *Sprich sie einfach an, in Gottes Namen. So schwer ist es doch nicht, Hallo zu sagen. Ein paar Wörter bringen dich schon nicht um.*

Ich konnte nicht sprechen. Ich wusste natürlich, wie es geht, aber in der Öffentlichkeit schnürte sich mir einfach bis oben hin die Kehle zu, sodass ich beim Versuch zu sprechen würgen musste. Schon damals wusste ich, dass mein Vater sich irrte – Wörter können einen sehr wohl umbringen, auf tausend verschiedene Arten. Wörter sind Schlingen, die dich zu Fall bringen, Seile, die dich aufhängen, und Wirbelstürme, die dich verwirren und vom Weg abbringen. In der fünften Klasse habe ich sogar eine Liste angefangen mit all den Arten, auf die Wörter böse werden, dich verraten und verwirren können.

*#1. Fragen, die eigentlich keine Fragen sind. Zum Beispiel: Wie geht es dir?, wenn man nur gut antworten darf. #2. Aussagen, die eigentlich Fragen sind. Zum Beispiel: Ich sehe, du hast deine Hausaufgaben nicht gemacht. Ich kam bis #48. Wörter, die man in die Stille hinausschreien kann, die aber nie erhört werden:*

*Ich bin unschuldig.*

Als Kind fand ich eine andere Art, mich auszudrücken. Nachts schlich ich mich hinaus und probte auf dem Rasen meine Ballettfiguren, streckte die Arme in den Himmel und hüpfte mit nackten Füßen durchs Gras, drehte mich und sprang, verwandelte meinen Körper in einen langen Schrei. *Hört zu, hört zu, hört zu.*

Der Wind hat zugelegt und wirbelt einen alten Katalog die Straße entlang. Vielleicht kriegen wir doch einen Tornado. Vielleicht tost ein Sturm durch die Ahornbäume und die alte Zeder, schleudert Äste, Autos und sogar Dächer in die Luft wie Highschoolabsolventen ihre Hüte, fegt die Old Forge Road entlang, mäht unser Haus nieder und saugt die Stapel sowie die üblen Erinnerungen auf und zersplittert alles.

Zurück im Haus, bleibt mir nichts anderes übrig, als eine Lampe in der Diele anzuknipsen – eine der wenigen Stehlampen, die nicht unter einem Berg Kram vergraben sind – und mich in ihrem Schein vorwärtszubewegen, während ich versuche, nicht mit irgendetwas im Wohnzimmer zusammenzustoßen. Der Wind hat zugenommen. Zeitungen pfeifen vorbei und Plastiktüten wirbeln wie Steppenläufer durch den Raum.

Ganz plötzlich setzt der Regen ein: harter, peitschender Regen, der gegen die Fliegengitter hämmert und sie eindrückt, der wie wütende Fäuste auf Wände und Dach trommelt. Ein Donnerschlag zerreißt den Himmel – so laut, dass ich zusammenzucke und aus Versehen gegen einen Wäschekorb voller Zeitschriften stoße. Zwei ganze Stapel kippen um – eine Lawine aus *ToasternRegenschirmenPlastikplanen*

*Taschenbüchern* – und ergießen sich über das gerade freigelegte Stück Teppich.

»Na super«, sage ich zu niemandem.

Meine Mutter behauptet gern, sie sammelt Dinge, weil sie nichts vergessen will. Sie hat mal aus Spaß gesagt, die Stapel seien wie ein persönlicher Wald – an ihrer Höhe könne man ihr Alter ablesen. Und es stimmt, dass hier die Geschichte unserer kleinen Zweipersonenfamilie geschrieben steht: von Feuchtigkeit gewellte und inzwischen unleserliche Postkarten aus der Zeit kurz nach der Scheidung meiner Eltern; fünf Jahre alte Zeitschriften; sogar eins meiner NwT-Bücher aus der Siebten, dem letzten Jahr, das ich an einer staatlichen Schule verbracht habe.

Aber es ist noch mehr. Es ist nicht einfach die Geschichte einer Familie, sondern die einer gescheiterten Familie. Es ist ein Buch voller Leerstellen, Wörter, die unter riesigen Bergen aus Stoff und Pappe begraben liegen.

Ich gehe in die Hocke, um weiter auszusortieren und wegzuwerfen. Dann schiebe ich einen Stapel gammeligem Druckerpapiers zur Seite und mir bleibt das Herz stehen.